



Zweihunddreißigster Jahrgang.

41.

Donnerstag, am 12. October 1848.

## R i s t a m a r e.

Lebensbild aus Escherkessien

von

Hugo vom Meer.

(Fortsetzung.)

Horch, wie Rauschen ferner Wetterbäche,  
Drängen jetzt ans Ohr der Feinde Tritte,  
Rosswehern und Geheul von Hunden.  
Ja und nun, wie wenn am Saum der Waldung  
Jedes Laubblatt sich mit Golde deckte,  
Jeder Baumstamm sich zu Erz verwandelt,  
Zitterte der Schein der lohen Fackeln,  
Leuchtete der Waffen helles Blinken.

Näher braust es her wie Ungewitter;  
Wie Gewoge sturmempörter Meere  
Rollt es näher, näher furchtbar drohend,  
Brandet an des Thurmes Felsenschranken.

Welches Leben rings im Thal tief unten!  
Als ob lebend jeder Strauch geworden,  
Lebend jeder Baumstamm, jeder Felsen,  
Wimmelts hier von Reitern und von Rossen.  
Blanke Fischeschnen, gleich gekrümmten Schlangen,  
Lanzen, Speere und gestählte Pfeile  
Mit der Helme und der Panzer Blinken,  
Leuchteten wie nächtl'ich Meereswogen,  
Wenn der Mond auf jeder Welle glihert.

Stille ward es, es verstummt die Brandung,  
Theilet sich und vor in droh'nder Haltung  
Bricht des Häuptlings Mucker\* — um in Frieden  
Seines Herren Wille zu verkünden.  
Stolz im Sattel richtet er sich aufrecht  
Und empor tönt also seine Mahnung:

„Oschenshid, Deines Stammes verfluchter Bruder,  
Der verfall'n dem Blutgericht der Rache,  
Dessen Leib geweiht dem Fraß des Geiers,  
Dessen Seele Eblis übergeben:  
Dir noch einmal bietet Gruß und Frieden  
Er, der Häuptling Deines Bruderstammes,  
Bruder dessen, den Dein Arm erschlagen.  
Doch die Maid, um deren Huld und Minne  
Du gefrevelt an dem Blut der Brüder,  
Sei bestimmt zur Sühne Deiner Schandthat.  
Lösest Du die Macht des bösen Zaubers,  
Der sie fesselt an die Brust der Sünde;  
Sei vergessen alle Fehd und Blutschuld  
Und Du selbst willkommen Deinem Stamme.  
Doch verbleibst Du treu dem starren Sinne,  
Deffnest nicht Dein Herz der Reu' und Buße:  
Sei Dein Haupt gerechtem Tod verfallen  
Und als Asche stäub' es mit den Winden!“

Schweigen herrschte ringsum in der Munde,  
Doch die Antwort drang aus schönen Händen  
Scharfen Klangs hernieder vom Gemäuer,  
Ihm mit Todeschmerzen in den Busen.

\*) Mucker — Knappe.



Eichern Zuges war der Pfeil entsendet  
Und der Falke fand sein blutig Lager.

Von dem Roffe sank herab der Kämpfe,  
Durch die Zähne nur noch leise ächzend  
Und die Fäuste in den Felsen krampfend.

Doch sein Fall war Zeichen auch zum Sturme,  
War des Heldenpaares Todenweihe.

Jetzt, sowie der Crater des Vulkanes  
Nach gewitterschwüler Ruhe plötzlich  
Aus dem Schlunde seine Flammen schleudert  
Mit der Steine rasselndem Gepolter,  
Daß sie hoch im Purpurmeer der Lüfte  
Laut erklingend aneinander schlagen:  
So durchbrach die Wuth jetzt ihre Schranken,  
Und empor im Wurf zur Thurmeswarte  
Schwirren tönend, Speere, Pfeil und Steine;  
Doch erfolglos streiften sie die Zinne,  
Denn die Brustwehr deckte die Getreuen,  
Und hinab, wie dichtes Hagelwetter,  
Brasselten sie jenseits in die Waldung.

Doch bedachtsam von geschützter Höhe  
Fehlte nimmer das Geschos der Liebe,  
Und so manches Haupt sank weck hernieder,  
Manche Brust enthauchte an der Erde  
Unter Roffeshufen ihre Seufzer.

Rache stürmte durch die rauhen Horden  
Und Vernichtung drohte jedes Auge,  
„Untergang!“ ward Aller finstre Losung.

Selbst Natur bot ihre Mutterhände  
Zum Verderben ihrer liebsten Kinder.  
Denn es schwang gereizt der Arm der Krieger  
Auf zum Thurm die Fackeln feuerlohend,  
Rasch wie Schlangenbrut dem Nest entschlüpfend,  
Glitten sie von Ast zu Ast feurig,  
Rings am Thurm das Gehölz entzündend.  
Gleich zehntausend Feuersalamandern,  
Schwarzen Rückens, blutig rothen Bauches,  
Kletterten die Flammen knatternd aufwärts,  
Hüpften lechzend fort von Zweig zu Zweige,  
Aus den moosdurchflochtenen Spalten weiter,  
Bis die Gluth hinan zur Thurmeszinne  
Grüßend ihre Purpurrosen wehte.

Länger oben kann der Fuß nicht weilen,  
Denn die Quader brennt wie Stahl am Ambos.

Laut aufseufzten der Getreuen Herzen,  
Als der Flammen rothe Doppelzungen  
Zischelten das Scheidewort der Trennung.  
Doch ein Blick der Treuen eins ins andre,  
War der Dolmetsch herrlicher Entschlüsse:  
Herz an Herz und Arm in Arm gewunden  
Will die Liebe liebend untergehen.

Sieh, der Kampf, er schweiget jetzt vom Thurm,  
Doch lautknarrend öffnet sich die Pforte  
Und heraus in treuem Liebesbunde  
Stürzen Dschemschid sich und Kistamare,  
Kühn des Feuers Purpurmeer durchbrechend,  
Ihr, der Holden dunkle Lockenfülle,  
Unbarmherzig fiel durch Dolches Schärfe  
Und umwand zu legtem Liebesbunde  
Nun der Tapfern untrennbare Leiber.  
Vom Gesicht entfesselt war die Dschadra,  
Wie ein Flügelpaar in Stücken wehend,  
Und das Auge, sonst nur Liebe träumend,  
Brannte jetzt voll heldenkühnen Feuers.

Er, der Sohn edlritterlichen Muthes,  
Schlang die Linke um der Theuern Hüfte  
Und die Rechte — die Geliebte schirmend —  
Schwang der Tschaschka blutgefärbtes Eisen.

Also tollkühn drangen beide vornwärts,  
Daß die Häupter der betroffenen Helden, —  
Oh' Besinnung sie vom Staunen weckte  
Vor der Schönheit holdem Vollmondaufgang —  
Sanken hin wie Disteln auf der Haide,  
Unter'm Hufschlag windeschneller Roffe.

(Schluß folgt.)

## Der Sklavenhandel.

Das Parlament hat bekanntlich eine Commission niedergesetzt um die Verhältnisse des Sklavenhandels und namentlich die Erfolge des brittischen Systems zur Unterdrückung desselben zu untersuchen. Ihre Arbeiten sind noch nicht beendigt, doch hat sie vor dem Parlamentsschluß einen Bericht erstattet, wovon folgendes die Hauptpunkte. Seit dem Ende des Jahres 1845 ist das brittische Geschwader an der westafrikanischen Küste auf eine ungewöhnliche Stärke gebracht; dennoch hat es kaum 4 Procent der von Afrika nach verschiedenen Punkten Amerikas, namentlich nach Brasilien und Cuba, ausgeführten Neger befreit, und der Marktpreis der Sklaven ist in den letzten zwei Jahren wesentlich gesunken. Immer noch bringt der brasilische Sklavenhandel sehr großen Gewinn, und wird mit einer Keckheit und Organisation betrieben, wie man sie früher nicht gekannt. Die Schwierigkeiten und Gefahren der



Ueberfahrt haben die Leiden und die Sterblichkeit der Schwarzen in schauderhaftem Maße gesteigert. Die Kosten des Geschwaders betragen jetzt 650,000 Pf. St. jährlich. Dieser Ausschussbericht ist wohl die Einleitung zu einem gänzlichen Aufgeben des bisherigen Systems zur Unterdrückung des Sklavenhandels — eines Systems das nicht bloß aus philantropischen, sondern auch aus politisch eigennützigen, sehr weit blickenden Absichten unternommen worden, aber gänzlich mißglückt ist, nachdem es England eine Summe von 30 bis 40 Millionen Pf. gekostet, und einige Mal, vermöge des damit verknüpften Durchsuchungsrechtes, diesen Staat nahebei in Krieg mit Frankreich und den Vereinigten Staaten gestürzt. Der Donquixotismus der Philanthropie, worunter sich das Streben nach Beherrschung des Colonialwaarenhandels der Welt und einer allgemeinen Seepolizei versteckte, hat seine verdiente Züchtigung gefunden, und die Schwarzen selbst werden dem Andenken dieser Periode fluchen, denn Tausende sind jährlich in den Sklavenschiffen durch Zusammenpressen und durch die Kugeln ihrer Befreier zu Grunde gegangen, und alle Scheußlichkeiten des Handels wurden nur unabsehbar gesteigert. Endlich nach vierzig Jahren muß England seine Ohnmacht eingestehen. Das nächste Jahr dürfte wohl dem ebenso kostspieligen als nutzlosen und geradezu schädlichen System ein Ende machen, da die Regierung, jeden Augenblick in Finanznoth, eine solche Ausgabe dem Parlament nicht mehr wird zumuthen können. Noch beklagenswerther aber als die Kosten an Geld, sind die an Menschenleben, welche dieser Dienst fortwährend verursacht hat. Eben ist die Dampffregatte „Devastation“ nach England zurückgekehrt, welche, nachdem sie den seligen Bischof Alexander mit der Frau Bischofin — beide in guter Hoffnung, wie es seiner Zeit ein Engländer in der Times ergötzlich beschrieben hat, nach Palästina übergeführt, achtzehn Monate lang diesen fürchterlichen Dienst an der westafrikanischen Küste besorgt. „In diesen achtzehn Monaten,“ sagt die Times, „fuhr die Fregatte zwischen den westafrikanischen Buchten (bights) und der Insel Fernando-Bo hin und her, d. h. zwischen dem töblichsten Küstenmeer und dem ärgsten Pestlande der Welt. Es gehörte

vormals zu unserm „System“ eine Ansiedelung auf dieser Insel zu unterhalten; aber da zu einer Ansiedelung die Anwesenheit lebender Wesen gehört, so wurde die Idee endlich als unausführbar aufgegeben, jedoch natürlich mit großem Widerstreben und unter dem lauten Murren unserer Philanthropen. Leute, welche Fernando-Bo gesehen haben, beschreiben es als ein für den Anblick wundervolles Eiland. Vom Strande bis zu den höchsten Bergkämmen zieht sich eine ununterbrochene Pflanzendecke von prachtvollem Grün in reichster Abwechslung; aber was unter dieser Oberfläche steckt mag Niemand sagen, denn das Dickicht ist ganz undurchdringlich. An diesem heimtückischen Ort säuberten wir eine oder zwei englische Quadratmeilen, pflanzten die englische Fahne auf und brachten dort einige Duzende Ansiedler aus Soldaten, Matrosen und Auswanderern zusammen. Dreißig Handwerker landeten im November (dem gesunden Monat) 1827, und im Juni des nächsten Jahres fand der „Eden“ — dasselbe Schiff, welches in sieben Monaten von 160 Mann 110 verlor — nur fünf von ihnen noch am Leben. 58 Marinesoldaten und Handwerker, darunter mehre Frauen, landeten im Juni 1829, und im darauf folgenden October lebten von ihnen nur noch vier. Ein anderer Einwandererzug kam 1830 von St. Helena, darunter ein Marineoffizier mit Frau und sechs Kindern. Bald waren sie sämmtlich dem verderblichen Klima erlegen, und endlich, im Jahre 1830, wurde die Ansiedelung, d. h. das Spital und der Begräbnisplatz, aufgegeben. Zwischen dieser Eeininsel und der Bucht von Benin verlor die Devastation binnen achtzehn Monaten zwei Commandeurs. Die Geschichte des Sklavenschiffes „Bensamento“, welchen vor kurzem der „Dolphin“ mit 500 Negern an Bord wegnahm, ist für unsere „Negerfreunde“ sehr belehrend. Der Dolphin verfolgte diesen schnellsegelnden Schooner volle zwölf Stunden lang, und feuerte in dieser Zeit 50 Schüsse aus 32-Pfündern auf ihn ab, von denen 47 trafen. Das Geschrei der zerschmetterten, unter den Hacken eingepackten Neger drang bis zu ihren „Befreiern“ herüber! Diese Accedentien unserer Negerbefreiung haben die süßredenden Philanthropen in der Exeter-Hall wohl nicht bedacht. Die Sterblichkeit auf den



verschiedenen brittischen Schiffstationen, nach 21-jährigen Durchschnitt und auf je 1000 Mann berechnet, ist: in Südamerika 7 . 7; im Mittelmeer 9 . 3; daheim 9 . 8; Ostindien 15 . 1; Westindien 18 . 1; westafrikanische Küste — 58 . 4. Abgesehen von dieser Sterblichkeit durch Krankheit aber, und von dem so häufigen Verlust der Gesundheit auf Lebenszeit, welche beinahe dem Tode gleich zu schätzen ist, bietet jene Station noch andere beachtenswerthe Annehmlichkeiten dar. Ein großer Theil des Dienstes wird in Booten versehen und dabei müssen die Seeleute fortwährend die „Barren“ überschreiten, welche durch die Alluvialansätze in den Mündungen der Flüsse gebildet werden. Da kann man oft mit der größten Geschicklichkeit das Umschlagen der Boote nicht verhüten, und da die Brandung für die kühnsten Schwimmer zu heftig ist, und die Haifische so zahlreich sind, daß nur wenige von den glücklichsten Schwimmern ihnen entgehen können, so folgt, daß fast ebenso viele Menschen ertrinken oder gefressen werden, als an den Krankheiten sterben. So steht es um diesen philanthropischen Seedienst. Und wird der Sklavenhandel dadurch verhindert? Im Gegentheil, er hat nach allgemeinen Geständniß zugenommen, und seine Gräuelpacten haben sich vermehrt.“

### Petersburger Chronik.

Ende September 1848.

Das Landleben der Petersburger neigt sich zu Ende. Die Unternehmer der Garten-Concerte beuten ihre ganze Erfindungskraft aus, um uns noch zu guter Letzt einigen Ersatz für den traurigen Sommer zu bieten. Wir erkennen dankbar die Verdienste an, die sie sich durch ihre exotischen Märchen- und Zaubernächte um das Publikum erwerben, aber wir können es uns nicht verhehlen, daß die Abende durch bengalische Flammen nicht wärmer und die welkenden Blätter durch die Beleuchtung tausendfarbiger Laternen nicht frischer werden. Ein Sommer ist uns nun

ein Mal in diesem Jahre nicht bescheert worden, aber der Herbst mit seinen Nebeln und Stürmen stellt sich richtig ein. Dagegen hilft kein Sträuben und Illuminiren. Barken, mit heimkehrenden Meubeln befrachtet, stoßen sich bereits auf allen Newa-Armen und Kanälen umher. Petersburg zieht nach und nach seine Winter-Bevölkerung wieder an sich und bald werden Theater, Bälle, Gesellschafts-Tage u. s. w. nach wie vor im vollen Gange sein. Auch zu den Büchern wird man wieder greifen, um nicht so manchen lieben langen Winterabend zu durchgähnen. Aber ach! um die Unterhaltungs-Lektüre steht es heuer schlimmer als je. Wo ist die schöne Zeit der zehn- bis zwanzigbändigen französischen Romane geblieben, um die man sich in den Leihbibliotheken stritt! Diese herrlichen endlosen Feuilleton-Romane, die über Nacht wie die Pilze empor schossen, die sich so leicht und glatt weglesen und Jeden so flug ließen als er zuvor gewesen, — wer schafft uns für diesen Winter eine so angenehme, Zeit vernichtende Literatur? Jetzt müssen wir uns mit der Nachlese begnügen und Bücher in die Hand nehmen, die niemals Mode gewesen sind! Und wüßte man nur gleich von vorneherein, was eigentlich hinter jedem Titel steckt; hätte uns die Erfahrung nur nicht so oft gezeigt, daß der geschmackvolle saubere Umschlag an manchem Buche das Beste war, daß die feinsten englischen Stahlstich-Vignetten lügen können und daß es nichts weniger als unmöglich ist, auf Velinpapier mit Goldschnitt den bodenlosen Unsinn zu drucken! Betrachten Sie zum Beispiel die Flora der diesjährigen sogenannten Taschenbücher — eine Art von Gewächsen, die nirgend anders als in Deutschland vorkommt. Welch eine Menge hochromantischer Namen, welch ein idealischer Einband und welch ein ätherischer Druck! Man fürchtet sich wahrlich, die zarte Blüthe ohne die Vermittelung eines weißen Glace-Handschuhs anzufassen; hat man aber nur erst die Widmung an diese oder jene Hohe Frau gelesen, so weiß man schon woran man ist: die Poesie klingt wie Kagenmusik im Mondschneise und die Prosa schmeckt wie überzuckerte Kieselsteine. Wer das vertragen kann, der hat sicherlich nicht Ursache, auf seine Ohren und seinen Magen stolz zu sein.



Es ist wirklich schade, daß man den Büchern, ebenso wenig wie den Leuten, nicht gleich mit dem ersten Blicke in's Herz sehen kann; daß man die Nüsse erst knacken muß, um sich zu überzeugen ob sie hohl sind oder nicht. Da ist freilich die Kritik, die sich ein Geschäft daraus macht, uns über den Werth der literarischen Produkte aufzuklären; allein einmal sind die Kritiker bei weitem nicht so behende wie die Buchhändler — man begegnet unkritisirten Büchern ungefähr ebenso häufig wie unbekanntem Personen in einer volkreichen Stadt — und dann giebt es auch wieder so mancherlei Kritiken; die einen nennen schwarz was den andern weiß scheint. Wem soll man da glauben? Und während man seine Zeit mit den Kritikern verliert, wird der Bücher-Wald immer dichter und dichter, wird zu einem wahren Zauberwalde, in dem man sich nur durch ein Wunder zurecht finden kann.

Gäbe es doch irgendwo einen getreuen Eckhart, der uns zur rechten Zeit sagen wollte, was man lesen könnte, ohne sich tödtlich zu langweilen oder auch sträflich zu kurzweilen, und was man auch dem jüngeren Geschlechte zu lesen geben dürfte, ohne ihm Gott weiß welches Wischiwaschi von unklaren Begriffen in den Kopf zu setzen! Zwar mancher arbeitet sich glücklich durch das Dickicht und gelangt trotz aller Irrgänge ins Freie, aber für das Allgemeine gäbe es heut zu Tage schwerlich ein dankenswertheres Unternehmen, als die Einrichtung einer zuverlässigen literarischen Begleitung.

In diesen frommen Wunsch stimmt gewiß jeder ein, doch nicht jeder weiß vielleicht, daß derselbe bereits seit zwei Jahren in unserer Mitte verwirklicht ist.

Der evangelischen Geistlichkeit Petersburgs gebührt das Verdienst, diesen menschenfreundlichen Gedanken zur That gemacht zu haben. Eine Muster-Bibliothek ist gegründet worden, die einst alles wahrhaft Lesenswerthe aus den reichen Gebieten der schönen, sowie der belehrenden und erbauenden Literatur enthalten soll. Gelehrte Männer, die zu den Hauptern der Wissenschaft gehören, haben sich bei der Auswahl der Werke betheiliget. Gegen 4000 Bände deutscher, französischer, schwedischer und finnischer Schriften sind bereits dem

Publikum zur Benutzung gestellt. Die evangelische Gemeinde-Bibliothek besteht durch freiwillige Beiträge und Geschenke. Bei einem Unternehmen, das eine Sache des Vertrauens und echtchristlicher Liebe ist, kann es sich nicht wie bei gewöhnlichen Leihbibliotheken, die weiter keinem Zwecke als dem Gewinne des Unternehmens dienen, um Lesegeld und Pfand handeln. Unbemitelten werden die Bücher unentgeltlich verabsolgt und die Beiträge der übrigen Leser müssen vielmehr, wie es in der Aufforderung zur Subscription heißt, als Opfer angesehen werden, die man auf den Altar des Geistes niederlegt, denn von diesen milden Gaben hängt es ab, ob und in welchem Umfange eine noch den Nachkommen dienende Vorrathskammer guter, die geistige Gemeinschaft mit der Vergangenheit erhaltender literarischer Erzeugnisse wird angelegt werden können.

## Der Pilger.

Ein Roman aus dem Holländischen

von

Hazenbroek.

Frei übersetzt von W. C.

(Fortsetzung.)

### Siebzehntes Kapitel.

Es war Herbst geworden. Eine Braut hatte vor dem Altar gestanden; der heftige Eindruck hatte eine Krankheit nach sich gezogen, man hatte Abschied genommen; wir finden Josua Israeli wieder in Italien, und er ist damit beschäftigt seiner schönen Begleiterin Flora den Mitterdienst zu erweisen; er begleitet sie nach dem Frauenkloster, in welches sie von Holland aus hatte gehen wollen. Beinahe hatten sie das Ziel ihrer Reise erreicht; schon schimmerte es ihnen entgegen: Flora blickte auf nach den Thürmen des Gebäudes, hinter dessen Mauern sie für das Heil von Giulio's Seele beten wollte. Je mehr sie



dem Kloster Santa Maria nahe kam, desto mehr wünschte sie es zu erreichen; alle ihre früheren Erwartungen verschmolzen in die Liebe zu den heiligen Mauern, welche sie von einer Welt scheiden sollten. Eins hatte sie noch lange in der Welt zurückgehalten, es war die Freundschaft zu Ottilie; ihr Beichtvater hatte sie aber in dem Entschlusse bestärkt den Schleier zu nehmen, da beschloß sie denn fortzugehen, und sie bat Josua, er möchte sie nach Italien zurückbegleiten. Früher hatte er sich geweigert, nachher hatte Flora in seiner Krankheit ihn gepflegt, sie wollte der Verpflichtung nachkommen, welche sie um Giulio's Willen gegen ihn hatte. Da Josua hergestellt und Ottilie vermählt war, hatte sie nun einer doppelten Verpflichtung genügt, sie konnte jetzt an sich selbst denken. Ottilie drang in Flora, daß sie bei ihr bleiben möchte, aber da sie nach den Gütern des Barons von Charlois im Süden von Frankreich zog, nahm Flora Abschied von ihr, und entsprach dem Anerbieten von Josua, sie nach ihrem Vaterlande zu begleiten. Als sie es betrat, nahm dasselbe sogleich sie ganz in Anspruch; bei jeder Kapelle, an der sie vorüberzog, bei jeder Prozession, die sie traf, bei jedem Glockenton, der ihr in das Ohr klang, fühlte sie, daß hier allein das Vaterland ihrer Frömmigkeit war, und daß diese im Auslande verkümmert worden war.

Flora war bald mit ihrer bevorstehenden Trennung ausgesöhnt, aber desto schwerer empfand ihr Begleiter dieselbe, denn bei ihrem Abschiede wurde das letzte Band aufgelöst, welches ihn noch mit Ottilie und deren Schicksal verknüpfte. Mit Flora verlor er das Einzige, was ihm noch übrig geblieben war, die Möglichkeit etwas von der Frau zu hören, die er noch immer liebte. Er hatte immer Anstand genommen, Madame Morrha zu Nennung des Namens aufzufordern, der immer auf Beider Lippen schwebte; aber doch war es ihm süß gewesen zu denken, daß es nur ein Wort von ihm bedurft hätte, um alles von Ottilie zu hören. Flora zeigte sich äußerlich stark, und er schien selbst die Gelegenheit zu vermeiden, bei der er von der Meineidigen hätte etwas hören können.

Jetzt einige Schritte vor dem Kloster hielt Josua sein Pferd an, die Lippen öffneten sich und

er fragte Flora leise: „Als Sie Ottilien verließen war sie damals glücklich?“

„Es schien so,“ antwortete Flora, indem sie langsam fortritt.

„Warum sollte es nur so geschienen haben? Mag sie es gewesen sein, mag sie es bleiben. Noch eine Frage,“ und er legte die Hand auf die Bügel von Flora's Ross, so daß sie still halten mußte, dann sprach er langsam weiter: „Als sie da vor dem Altar stand in derselben Kirche, wo mein Unglück begann — da hielt ich mich hinter einem der Pfeiler vor Aller Augen verborgen, ich sah stehen die weiße Blume der Unschuld in dem schwarzen Haar; sagen Sie mir, hat sie dann wohl noch an mich gedacht der ich das Opferlamm durch sie geworden war? Antworten Sie mir,“ fuhr er mit gebietendem Ton fort, als er sah, daß Flora zögerte zu sprechen. „Im Namen der Freundschaft, die ich für Ihren Mann hege, sagen Sie es mir.“

„Nun ja,“ sagte Flora, gleichsam unwillkürlich.

„Es ist genug,“ sagte er, „nur dies brauchte ich zu wissen. Die Frau, welche ich liebe, mag sich doch meiner erinnern. Ich habe einen theuren Preis für den einzigen Gedanken bezahlt.“

„Einen einzigen Gedanken,“ wiederholte Flora, „schon der kann alle Freude stören.“

„Hier denken Sie an Ihr treues Herz, Flora; denn sie geht mit den Gedanken ärger um. Möge die Nemesis mit Ottilien sanfter verfahren, als sie mit mir gethan hat.“

„Amen!“ jagte Flora, und sie faltete die Hände über der frommen Brust.

Sie ritten noch einige Schritte schweigend weiter, und kamen an dem Kloster an, das sich für Flora als für einen erwarteten Gast öffnete. Ein stummer Händedruck von Josua, ein bebendes: „Seid gesegnet!“ von Flora's zitternden Lippen; da flog die Thür zu, und Josua stand allein. Einige Augenblicke blieb er so stehen, und starrte die hölzerne Thür an; da wandte er sein Pferd, und jagte damit nach der benachbarten Stadt. Auch hier fühlte er sich allein inmitten aller, die da gingen und kamen, inmitten der geschäftigen Menschen, die wie Arbeitsbienen für ihren Unterhalt und für den gemeinschaftlichen



Korb sorgen. Sie grüßten einander, kannten sich und standen in gegenseitigem Verhältnisse; er war allein. Es war kaum zu ertragen für eine Seele, die so sehr nach Liebe verlangte, und von der Wiege an mit so großer Zärtlichkeit behandelt war. Er beschloß nach Spanien zurückzukehren, an die freundliche Mutterbrust, zu seinem Vater. Was sollte er aber dort? Das Gleichniß vom verlorenen Sohne kam ihm in den Sinn, aber er verwarf es, weil es aus der Bibel der Christen entlehnt war, unwillkürlich drängten sich jene Worte und Parabeln seiner Seele auf.

Am Abend eines Tages erreichte er endlich Valencia, ohne über das Wiedersehen seines Geburtsortes sich zu freuen, eilte er durch die Straßen und Plätze nach der elterlichen Wohnung. Mehrmals mußte er anpochen; nachdem er eingelassen war, eilte er nach dem wohlbekannten Gemach, wo sein frommer Vater Abends die Leute des Hauses aus Gottes Wort zu unterhalten pflegte. Da stand er still; ein inniges Verlangen, die väterliche Stimme zu hören, durchdrang seine Seele; er horchte — drinnen war es still — er horchte noch mehr auf, da vernahm er ein leises Geflüster — plötzlich erhob sich eine wohlbekannte Stimme; sie war schwach, und klagte: „Herr! wo bist du? Mein Leben neigt sich wie ein Schatten, Den ich lieb hatte, der hat meine Kraft verzehrt.“

Eine andere Stimme antwortete tröstend: „Der Herr ist uns nahe. Dein Erlöser lebt, rufe ihn an um das, was du am meisten begehrt, und er wird es dir geben.“

„Nun denn,“ sagte die erste Stimme, sich mit Kraft erhebend, „Bundesgott unsers Vaters Abraham, möge die Seele meines Kindes behalten werden, möge er leben vor deinem Angesicht, mein Ismael, mein Isaak, mein Alles!“

Josua stieß die Thür heftig auf. Sein Vater lag da, und die Augen waren starr auf den Eintretenden gerichtet, dessen Kommen unvermögend war, die Seele auf ihrer Flucht zurückzuhalten.

Josua stand seiner klagenden Mutter gegenüber, mit bebenden Armen umfing sie ihn und drückte ihn an ihren Busen. Alle Verwandten kamen laut weinend herbei.

Josua wollte jetzt, statt ferner noch an Dittlie

zu denken, ganz für seine Mutter Nispa leben. Wenn sie ihn trösten wollte mit dem Trost ihrer Religion, so wies er sie damit zurück; er richtete seine Gedanken auf das Gebäude, das er selbst aufgerichtet hatte, auf Kraft und Tugend. Ach, jetzt war es verschwunden, da er die Gottheit verlassen hatte, der es geweiht war — Dittlie. Liebe giebt ihre Abkunft vom Himmel auch dadurch zu erkennen, daß sie sich gern an den Himmel hält. Die Liebenden betrachten ihre Liebe als einen Gottesdienst, und sie erscheinen sich als fromm in ihren verliebten Träumereien. Weil ihre Liebe sich ein Ziel in dem Himmel sucht, meinen sie, daß sie selbst auf dem rechten Wege dahin seien, sie glauben sicher, daß sie Kraft zu allem Guten bei dem Abgott finden, welchem sie dienen.

Josua Israeli sah ein, daß der Mensch auch bei guter sittlicher Anlage zu schwach ist, um sich von Schuld rein zu halten; jetzt erst sah er sich nach einem Beistande um.

Am einem Tage, da er nach Hause kam, fand er seine Mutter Nispa, welche Briefe las.

„Was giebt es Neues?“ war seine Frage.

„Berichte aus Syrien, Zeitungen von Alazzo und seiner Tochter Lea.“

„Wie geht es beiden? Was macht vor allem meine zarte Gazelle, die schwarzäugige Lea?“

„Es geht ihnen ganz wohl, mein Sohn! Sie sind vollkommen glücklich in Palästina. Der Osten ist das wahre Vaterland des Israeliten; auf seinem heiligen Boden allein wächst der Wunderbalsam, der jeden Schmerz heilt.“

„Wohlan denn nach dem Osten!“ sagte Josua mit einem frohen Seufzen, als wäre ihm jetzt plötzlich Alles klar. Eine Freudenthräne glänzte in Nispa's Augen, da sie sprach: „Nach dem Osten, dort wartet der Herr deiner!“

#### Achtzehntes Kapitel.

In Palästina war der Herbst vorüber. Die hohen Palmbäume waren ihrer saftreichen Datteln entladen; die immergrünen Terpentinfäume hatten auch ihre röhlichen Früchte getragen und



die vollen Pistazienbäume dergleichen. Die Oliven waren gepflückt, Granatäpfel und Trauben eingesammelt, Gerste und Roggen zum letzten Mal gemäht, der wohlriechende Ertrag des edlen Balsamstrauches war sorgfältig abgenommen. Die Gärten waren jetzt leer und viele Büsche kahl, aber doch wären wohl grüne Zweige da gewesen, wenn nur die Kinder Israel gestimmt gewesen wären das Laubhüttenfest zu feiern. Mild wie ehedem boten die Pinien-, die Myrten- und Granatäpfelbäume ihre frischen Zweige dar, verführerisch glänzten hier und da zwischen dem Laub der Bäume gelbe Citronen und rothe Paradiesäpfel hervor. Es schien, die freundliche Natur wollte die Israeliten daran erinnern, daß die Zeit gekommen war, da sie an das Aufschlagen der grünen Zelte denken mochten; in manchem Jahr wurde dadurch im Umkreise von Jerusalem ein zweiter noch reicherer Sommer hervorgerufen, sobald jene Zelte, wie aus dem Boden aufgeschossen, als ein blühender Busch um die Stadt sich herumzogen. Diesmal lockten die grünen Bäume und die schimmernden Früchte umsonst. Wohl erhob sich hier und da auf der Fläche noch ein einzelnes Laubzelt von diesem oder jenem getreuen oder besonders gesegneten Sohn Abrahams, aber sie stand allein wie die einsame Blume inmitten einer Wüste. Wie hätte auch Israel das Laubhüttenfest feiern sollen, welches doch ein Dankfest für den empfangenen Segen war. Der Herbst war gekommen, und noch waren die Scheunen leer, der Neujahrstag war vorübergegangen, und sie hatten vergebens auf einen großen Versöhnungstag gewartet. Ohne den Segen von dem Gott der Natur und von dem Gott der Gnade, wie hätten sie vor Jehovah in Wahrheit singen können: „Gelobt seist du, Herr unser Gott, du König der Welt, daß du uns geheiligt hast und gesegnet, und uns geboten in Laubhütten zu wohnen?“ Wie hätten sie die Augen fröhlich aufschlagen können nach dem Dankopferaltar und nach dem Tempel der Annahme, welcher in den Strahlen der Herbstsonne glänzte wie der Morgenstern?

Alazzo beschloß diese Tage im Sack und in der Asche zuzubringen, er ermahnte auch seine Tochter zur Buße. Lea zog sich zurück, denn

sie glaubte an einen vollkommenen Versöhner, der gegeben sei, um alle anderen Tage bis in die Ewigkeit zu entsündigen; sie wußte, daß der Gott der Gnaden viel köstlichere Gaben als Lehren und Most für sein auserwähltes Volk bereit hielt; der neue Glaube erfüllte sie, welcher das ganze Abendland eingenommen hatte, der auch die Seligkeit der Heiden geworden war. Früher hatte ihr das bloße Evangelium genügt, nachher hatte sie auch verlangt Herzen zu finden, welche sie verstanden, sie verlangte über den zu sprechen, der ihr ganzes Herz erfüllte. Der Herr wacht über den Seinigen; wenn sie nach dem Brod des Lebens verlangen, so gewährt er es; er sandte zu Lea Leute, welche früher die heimlichen Freunde ihrer christlichen Mutter gewesen waren. Diese hatten sich ihrer zuerst um der Mutter willen angenommen, bald hatten sie dieselbe um ihrer selbst willen lieb gewonnen, und mit großer Freude entdeckten sie, daß eine höhere Hand schon dort thätig gewesen war. Mit inniger Theilnahme zogen sie nun Lea desto mehr an sich, und brachten sie in Verbindung mit anderen Bekennern des christlichen Glaubens, welche das Judenmädchen herzlich aufnahmen und sie Schwester nannten. Lea wollte aber auch durch die Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen sein. Ihr Verlangen nach dem Bad der Wiedergeburt stieg immer höher. Ihre Freunde meinten, es könnte gefährlich sein, in diesen unruhigen Tagen eine solche Handlung vorzunehmen, aber Lea sagte: „Meine Tage sind in des Herrn Hand. Wem Christus geschenkt ist, wer ihm durch die Taufe angehört, der kann immer in Frieden hingehen, wenn der Herr es will.“

So muthig sprach Lea, die sonst so schüchtern war, und ihre Freunde versprachen ihrem Begehren zu willfahren. Inzwischen ging die Zeit fort; Ibrahim Pascha war doppelt hart auf dem Boden, den er bald verlassen sollte. Die Juden litten in Damaskus unter der Willkür seiner Soldaten, während er die Christen schonte. Endlich war der letzte Aufstand der Bergbewohner im Umkreise von Damaskus gedämpft; Ibrahim verließ Syrien.

Mit lautem Freudengeschrei stürzte Alazzo am dem Morgen in das Zimmer seiner Tochter:



„Gute Nachricht, Lea! Ich habe gute Zeitungen, Kind!“ rief er laut.

„Die Egyppter verließen in dieser Nacht die Stadt. Ich hörte es schon, mein Vater,“ antwortete Lea ruhig.

„Du hörtest es, und kannst dabei so kalt bleiben?“ sagte der Alte, den Kopf schüttelnd. „Lea, Lea, wenn Dir auch viel fehlt, um eine streitbare Judith zu werden, Du solltest doch als eine zweite Miriam bei der Freude Deines Volkes dankbar gesinnt sein. Ich habe noch etwas . . . in dem Hafen von Beyruth ist ein europäisches Schiff eingelaufen, und rathe, wen es mitbrachte.“

„Wie sind Sie doch deshalb so fröhlich, mein Vater!“ sagte das Mädchen und besann sich.

Bedenke Dich, wer für Dich der willkommenste wäre,“ antwortete Mazzo.

„Ich habe wenig Freunde in Europa, und die Ankunft des einzigen, den ich noch wiedersehen möchte, würden Sie wohl kaum eine gute Zeitung nennen.“

Lachend sah Mazzo sie an, und sprach: „Ich sage Dir, es ist wahr, mein Kind. Josua Israeli ist gekommen, und Du sollst erfüllen, was einst die Lieblingshoffnung von dessen Mutter und von Deinem Vater war.“

„Und seine Liebe zu der schönen Europäerin?“ fragte Lea erröthend.

„Die ist vorbei, und zugleich sein Entschluß Christ zu werden. Er kommt hierher, um Ruhe zu suchen, und Du, meine Lea, sollst das Schaf zu der heiligen Herde wieder zurückführen, deren Hüter der Herr der Heerschaaren ist. Sage mir, wie wird Dir's um's Herz, mein Töchterchen.“

„Ja, mein Vater,“ sagte Lea, zuerst erbleichend und dann wieder gluthroth. „Ich habe ein Verlangen, in dem alle meine Wünsche aufgelöst und verschmolzen sind, und alle Tage bitte ich den Herrn, er möge es Ihnen in das Herz geben, daß Sie mein Begehren günstig aufnehmen wollen. O, daß ich es wagen dürfte, Ihnen das zu offenbaren, mein Vater!“

„Das ist überflüssig,“ sagte Mazzo. „Alle unsere Pläne sind jetzt reif geworden. Josua schreibt mir von einer leeren Seele und von einem verlassenen Herzen.“

„Verlassen, sagen Sie. Armer Josua! Möge

der Herr selbst die Seele desselben an sich ziehen, mein Vater!“

„Nun ja, der Herr durch uns, das versteht sich,“ sagte Mazzo, wie alle Eiferer meinen für Gott zu thun, was sie für sich selbst thun. „Alle meine früheren Erwartungen in Betreff Josua's sind wiedergekehrt.“

Lea schüttelte den Kopf. „Kein himmlisches Feuer kann sich durch irdische Flammen entzünden, mein Vater.“

„Ich gehe nach Beyruth, um Josua hierher zu bringen. Wenn Du willst, mag dann Eure Liebe anfangen, mein Kind!“ sagte Mazzo, froh in der Hoffnung, das noch verwirklicht zu sehen, was er am meisten gewünscht hatte, und was durch das Verhältniß zu Dittlie gestört worden war.

„Ich werde mit der Liebe anfangen, mein Vater; aber es soll eine andere Liebe sein, als die, welche Sie meinen,“ sagte Lea vor sich hin, und faltete die Hände wie zum stillen Gebet.

Mazzo reiste nach Beyruth.

In Damaskus herrschte große Unordnung. Man war aufgebracht deshalb, weil die armenischen und griechischen Christen in der letzten Zeit am meisten bevorzugt worden waren. Die Bekenner Jesu wurden gekränkt.

Da Mazzo nach Beyruth gekommen war, hatte Josua sich schon auf den Weg nach Palästina begeben. Da er vergebens auch dort das Glück gesucht hatte, kehrte er zurück. Mazzo war durch den Brief von Josua's Mutter schon zur Bergebung gestimmt, nachher noch mehr durch dessen eigenen Brief. Zärtlich reichte er ihm die Hand, und sagte: „Dein Eintreten in das Land Deiner Väter sei gesegnet, mein Sohn. Der da nimmt, der giebt auch wieder.“

Josua schüttelte den Kopf, die schwarzen Locken und der dunkle Bart verdüsterten das bleiche Gesicht. „Bei mir ist der Trost überflüssig. Wenn ihr wüßtet, wie arm ich bin. Hiob war reich im Vergleich zu mir. Ihm blieb der Himmel, mir blieb nur ein unruhiges Gewissen.“

„Hast Du Dich denn von dem guten Wege abgewendet, Jüngling?“ sagte Mazzo, „aber der



Herr sandte Dich hierher, damit Du lernst ihn wieder finden."

"Es ist zu spät!" sagte Josua verdrießlich.

"Vertraue mir nur, ich werde Dich in Stand setzen alles gut zu machen."

"Laß mich aus dem Spiele. Mein Rachegeübde ist durch die zarte Stimme meiner Mutter Riäpa eingeschlummert."

"Es wird schon wieder erwachen bei dem Feldgeschrei der Unsrigen; folge mir nur."

"Zu Eurer Lea! Hättet Ihr sie doch gleich nach Jerusalem mitgenommen."

"Ich wünschte noch erst ihren Gehorsam zu prüfen. Der Weg nach Kanaan geht für Israel durch die Wüste; so war es ehemals, so ist es noch jetzt. Was wir in Syrien säeten, wollen wir in Palästina ernten."

"Laß uns denn eilen, denn wie ich Lea kenne, vergeht sie vor Verlangen nach dem Ziel der Wanderung."

"Lea ist ganz ruhig," sagte Alazzo.

"Ich sehe sie noch immer vor mir," sagte Josua, "wie sie an dem letzten Morgen erschien bleich wie eine Lilie."

"Jetzt bei der östlichen Sonne ist sie zur Rose erblüht, drüben war sie eine klagende Turteltaube, und unter diesem heitern Himmel ist sie zur jubelnden Lerche geworden."

"Wie wird sie dann mit meinem gebrochenen Herzen zufrieden sein," sagte Josua.

"Sie wird es gewiß, mein Sohn."

"Ich freute mich, daß ich sie so wehmüthig und sanft wiederfinden würde, als ich sie verlassen hatte."

Er verließ Alazzo, und ging nach der See küste. Der unermessliche blaue Himmel wölbte sich über der Tiefe. "So muß es sein," dachte er; "über der Tiefe unseres eigenen Herzens muß der Himmel schweben!" und er flehte zu Gott mit voller Ueberzeugung um einen festen Gedanken für sein Herz, welches stürmisch wogte.

Am folgenden Tage reisten sie auf dem schon beschriebenen Wege. Am Fuß des Antilibanon wurden sie durch einen Boten von Damaskus aufgehalten, welcher Alazzo Briefe brachte. Er sagte zu Josua heiter: "Meine Freunde senden mir angenehme, aber ernste Nachrichten. Hast Du Muth?"

"Wie könnt Ihr so fragen?"

"Du sprichst, wie ich es erwartete. So lassen wir denn unsere Begleiter hier, wenn Du es für gut findest, und ziehen allein über den Berg."

"Wie Ihr wollt," sagte Josua gleichgültig, und sie fingen an, den Antilibanon zu besteigen.

Der Weg, welchen Alazzo kannte, brachte sie schnell von den mehr gebahnten Straßen ab. Nahte Felsrücken, kaum mit Moos begleitet, liefen an dem Wege hin, sie mußten zuweilen durch Wasserströme waten, die der geschmolzene Schnee gebildet hatte. Sie bogen um eine Hecke, und standen plötzlich gegenüber dem Schneegipfel des Hermon. Glühend im rothen Lichte der Abendsonne, schien er von einem hohen Kranze einen Strom von Strahlen nach den umliegenden Bergen zu ergießen. Entzückt blieb Josua stehen, er der Sohn der Pyrenäen, der schon als Kind am Fuß der Sierra Nevada gestanden hatte, bedeckte sich das Gesicht vor dem erhabenen Anblick dieses Berges.

Alazzo freute sich über Josua's Entzücken. "Ja, Jehovah, unser Herr, ist herrlich in diesem Lande über alle Länder."

"Er ist hier furchtbar," sagte Josua. Ihr saht doch, wie auf dem Rücken dieses Berges als auf einem zweiten Sinai in Flammenschrift seine Gebote gezeichnet sind."

Schweigend gingen sie weiter. Plötzlich ging die Sonne unter, und wie ein schwarzer Vorhang sank die Nacht hernieder; eine Fackel leuchtete. Plötzlich stand Alazzo still, und horchte. "Es sind meine Freunde!" sagte er.

Alazzo schritt eilend vorwärts, und drängte sich so dicht an die Felsen, daß sein dunkles Kleid mit diesen eins zu werden schien. Plötzlich stand er still, und horchte. "Hier muß es sein," sagte er. Es rauschte in dem Nachtwinde, wie ein Seufzer, wie ein Gemurmeln, endlich wie ein Ton. Es war ein Chor vieler Stimmen, und harmonisch triumphirend klang ein Kirchenlied daher langsam und feierlich wie Geister.

"Das sind sie," rief Alazzo, "es sind die Christen."

Der Gesang schwieg, ein heller Ton wurde gehört.

"Das ist das letzte Zeichen," sagte Alazzo, "nun denke an Dein Judenherz."



Plötzlich hörte Josua eine laute Stimme, so vernehmlich, daß es mehr als eine bloße Erinnerung zu sein schien, die rief ihm zu: Saul, Saul, was verfolgst Du mich?

Der Zug wurde von einem ehrwürdigen Greise eröffnet, und mitten darin ging eine betende verschleierte Gestalt, ganz weiß gekleidet; der Kranz von Passionsblumen in den schwarzen Haaren schimmerte gleich weißen Sternen. Mit lautem Geschrei überfiel ein dunkler Haufen die friedliche Schaar; Alazzo stürzte auf die weiße Gestalt in der Mitte los. Ein schwacher Ruf ließ sich hören:

„Herr Jesus, fleh meine getaufte Stirn an!“

Ein banger Schreckruf tönte hinterher. „Lea! Gott, mein eigenes Kind!“

Schneeflocken fielen herab, der Wind heulte durch die Felsen, und eine Stimme lachte dazu: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

#### Neunzehntes Kapitel.

Das beschriebene Schauspiel war mehr gewesen, als nur ein ängstlicher Traum.

Alazzo hatte gemeint, er sei durch die Flucht nach Holland der Rache seines Feindes entgangen. Er hatte in der alten Judith, die er für treu hielt, eine Verrätherin gehabt, welche jenem Mann die einzige verwundbare Stelle seines geharnischten Gemüths, seine Liebe zu Lea verrieth. Wirklich trotz seiner äußerlichen Härte und einer strengen Handhabung der väterlichen Gewalt liebte Alazzo seine Tochter innig. Er hatte sie lieb, wie der Schiffbrüchige das Holz, auf welchem er dahertreibt, wie der Glende seine letzte Hoffnung. Jetzt wurde er durch listige Rathschläge nach dem Osten gelockt, und da Lea's heimliche Glaubensänderung entdeckt ward, sollte diese die Gelegenheit zu Ausführung eines Planes abgeben. Alazzo reiste nach Beyruth, und die furchtsamen Christen wurden vermocht, die Taufe von Lea statt in Damaskus lieber an einem verborgenen Orte außerhalb vorzunehmen zwischen den Höhlen, wohin sich schon die ersten Christen geflüchtet hatten. Gleich arglosen Schafen zogen die Christen

durch die Ebene, sie führten inmitten das weiße Lamm, welches die Heerde vergrößern sollte. In dessen war es dem Juden angezeigt worden, daß die gewünschte Beute sich nahte, und er wartete an der andern Seite des Berges. Das Ende dieses Trauerspiels ist uns bekannt.

Lea war gefallen als das unschuldige Lamm, als die Märtyrin ihres neuen Glaubens, auf dem Wege nach Jerusalem, in der Aussicht, daß ihre reine Liebe für Josua bald gekrönt werden würde. Was sollen wir dazu sagen? Der Geheimnisse des Herrn sind viele.

Weil die Neugetaufte den Christen zugehörte, hatten ihre neuen Brüder ihren Körper nach Zaklé gebracht, einem christlichen Städtchen am Fuße des Libanon. Sie lag in der Wohnung eines christlichen Lehrers noch in das weiße Kleid gehüllt und mit dem bedeutungsvollen Blumenkranz gekrönt. Die weißen Hände waren über der Brust gekreuzt, die langen Wimpern waren auf die Augen niedergesenkt. Auf ihrem lilienweißen Gesicht schwebte noch ein Rest von zarten Rosenroth, wie zuweilen auf den Schneegipfeln der Berge nach Sonnenuntergang. Ein Lächeln schien ihr um den kleinen halb geöffneten Mund zu spielen, wie der Säugling, an der Mutterbrust eingeschlafen, in unschuldigen Träumen lächelt.

Noch lag sie zu Füßen des Kreuzes, dessen veröhnendes Bad ihre Stirn beihäute, während ihre Seele auf den Flügeln der heiligen Melodie nach dem Himmel schwebte, als der Waffenlärm ertönte und ihre Augen sich schlossen. Inzwischen war es, als ob die Engel, welche sie himmelwärts führten, den abgebrochenen Gesang fortsetzten. Ein Seufzer... ein Lächeln, und es war zu Ende.

Und jetzt wandelte sie droben unter den ewig blühenden Palmen des neuen Jerusalem, sie war erhaben über das dürre Laub von dem alten. Sie wurde getränkt durch den Becher der himmlischen Freude, und war erhaben über irdische Liebe und Freude. Lea hatte immer gehofft, eins der hohen Feste in der heiligen Stadt zu feiern; Gott hatte ihr ein besseres Laubhüttenfest aufbewahrt.

Der Lenz kam. Die Blumen breiteten sich auf dem Felde aus, die Zeit des Gefanges war



gekommen; man hörte die Stimme der Furteltaube, die Feige bildete schon ihre Früchte aus und in den Weingärten athmete man den Wohlgeruch. Dieses Schauspiel, welches schon vor vielen Jahrhunderten das gesangreiche Herz der östlichen Minnesänger erwärmte, und der königlichen Nachtigal das schöne Lenzlied entlockte, erneute sich in seinem vollen Glanz. Die Königsstadt, das Lieblingskind des prachtliebenden Fürsten, welche er auf das Prächtigeste verziert hatte, war umgeben von der ewigen Jugend und Schönheit der Natur; die Stadt war mit dem Kuppeldach eines reinen Azur überwölbt, der Windhauch zog hindurch wohlduftender als der Balsam Arabiens, herrlicher war der Boden mit Blumen bedeckt, als Salomo gekleidet gewesen war in aller seiner Herrlichkeit.

Vielleicht waren es solche Gedanken, die das Gesicht des Reisenden erheiterten, der an dem grünen Rücken des Delberges entlang nach Jerusalem einzog. Sein europäisches Gewand verrieth den Fremdling, aber sein Gesicht und seine Haltung gaben ihn deutlich als einen Sohn Abrahams zu erkennen. An den Blicken, welche er nach der Stadt richtete, sah man, daß er den heiligen Ort zum ersten Mal besuchte. Er empfand die volle Freude eines Israeliten, der zu dem ersten und höchsten der heiligen Feste hinaufgezogen ist, wenn er Jerusalem in dem Kranz seiner grünen Berge erblickt. Statt den Weg nach dem Zion einzuschlagen, richtete er seine Schritte nach einem andern Stadttheile. Der Weg, welchen er nahm, führte ihn nach einem Platz, auf dem ein anderes Heiligthum stand. Es war ein Tempel halb im morgenländischen, halb im abendländischen Styl gebaut, in welchem sich auf besondere Weise das Byzantinische und das Griechische, das Maurische und das Gothische vereinigte. Es schien, als ob allerlei Völker und Zeiten zu dem Bau dieses Tempels hätten beitragen wollen. Nachdem der Fremde es betrachtet hatte, meldete er sich an, und wurde in den Vorfaal eingelassen. Er kam in die Kirche, und bat seinen Begleiter zurückzubleiben, dann trat er mit entblößtem Haupt in eine Kapelle, wo immer brennende Lampen einen ewigen Tag, einen fortwährenden Balsamduft unterhielten. Da fiel er nach morgenländischer

Weise auf sein Angesicht, und weinte herzlich. Es schien in dem Pilger etwas Besonderes vorzugehen, so ungewöhnlich war sein Benehmen an einem Ort, der doch pflegt mächtige Empfindungen hervorzurufen. So war es auch. Möchten wir beschreiben können, was in der Brust des Mannes vorging: der Ort, wo er sich befand, war — die Kapelle des heiligen Grabes; der Pilger war Josua Israeli.

Josua Israeli hatte den Messias gefunden.

Als wäre der Felsen, bei dem jener unglückliche Austritt stattgefunden hatte, auf ihn gefallen, war Josua mächtig ergriffen. Sein Herz war hart geworden, da seine erste Liebe ihn verließ; jetzt verlor er diejenige, welche seine letzte Liebe hatte besitzen sollen, dann blühte sein Herz wie durch ein Wunder wieder auf. Er fand einen Schatz wieder, der ihm nun desto theurer geworden war, das Neue Testament, welches aus seinen Händen in die von Lea übergegangen war. Er ergriff es begierig, mehr wie ein Andenken an das arme Opferlamm, als um für sich daraus Trost zu entnehmen. Aber siehe! kaum hatte er es geöffnet — welche Entdeckung! Die Blätter waren überall mit kurzen Anmerkungen angefüllt, Anmerkungen, die für ihn geschrieben, die an ihn gerichtet waren. Er fing an sie zu lesen, anfangs bloß um der geliebten Hand willen, welche sie geschrieben hatte. Aber das Wort mußte hinzukommen, das Entzücken eines Engels über die anbetungswürdigen Wege Gottes fand er dann darin ausgesprochen. Es war, als ob Lea in einem weißen Engeltgewand ihm erschien, mit der Krone einer Märtyrin auf dem Haupt, die grüne Segenpalme in den Händen, als ob sie mit dem Finger jedes angezeigte Blatt andeutete. Als ob ihre Engestimme in den hinzugefügten Worten spräche, so tönten sie wieder in der Seele des Jünglings. Gott hatte den Acker zubereitet, nun mußte das ausgestreute Samenkorn keimen. Josua war jetzt verlassen auf der Erde, und darum recht geeignet eine Botschaft anzunehmen, welche es an der Spitze trägt: Selig sind, die da Leid tragen. Nachdem er selbst den Schmerzensweg gegangen war, fand er es leicht, und es war ihm süß, den Fußstapfen dessen zu folgen, der gelitten hat für Alle, diese Fußstapfen zu küssen.



Alazzo war vergangen im Schmerz über Lea. In dieser Schule lernte Josua den Werth eines Wortes erkennen, welches das Gesetz zugleich verfährt und erneuert, welches dem Befolger des Gesetzes zugleich Verlangen und Kraft zu dessen Erfüllung schenkt.

Josua war an den Pforten Jerusalems angekommen. An demselben Ort, wo Salomos prächtiger Tempel einst in den Staub fiel, und wo die Herrlichkeit des Gesalbten einst den Glanz aller irdischen Könige überstrahlen soll, da wurde Josua Israhel zum Bekenner Jesu getauft. Ein christlicher Prediger segnete ihn mit dem Wort ein, das Jehovah durch seinen Diener zu den Verstreuten gesprochen hat: „Sehet, der Wächter Israhel ist wach über euch.“

### Jahn's Schwanenrede.

Der alte Jahn hat eine Schwanenrede erscheinen lassen. „Eine Schwanenrede — sagt er — nenne ich meine Zuschrift mit vollem Recht. Weiß ich doch wahrlich nicht, ob mir noch je wieder das Wort verstattet wird, da mich schon das wilde, wüthende Heer mit dem Todesreigen umtanzt hat. Männern mit feindlichen Waffen habe ich gegenübergestanden im offenen, redlichen Kampf; kriegerischen Schaaren in Gefechten und Treffen, im Befreiungskriege von ausländischer Herrschaft. Da dachte ich nicht anders, als ich hätte mich für Freiheit, Vaterland und Ehre gewappnet. Und noch jetzt halte ich meine damalige Meinung nicht für Thorheit und Wahn. Ich bin ihr treu geblieben, gehe gerade aus, mitten hindurch, blicke nicht links, blinzele nicht rechts, bin keiner Genossenschaft höriger Mann. Das wäre Verbrechen? todeswürdiges Verbrechen für die Acht der neuen Behmschöppen? Ein geistiger Heerrauch wallt über das deutsche Land, und befällt mit giftiger Lohe die zarten Keime der Einheit. Als ich für Abschaffung der Todesstrafe stimmte, habe ich deshalb so gestimmt, weil nach meiner Ueberzeugung

öffentliche Hinrichtungen ein Volk verwildern, verrohen, verthieren, vertigern. Aber ich habe nicht darum der Gerechtigkeit Nichtheil und Nichtschwert rauben wollen, um damit eine Rotte von Dünkrichen des Dunkels zu bewaffnen, die dann als selbstbestellte Kläger, Zeugen, Geschworne, Richter und Scharfrichter willkürliches Bandenrecht vollstrecken. Wer sich zu solchen nächtlichen Freveln hingiebt, wird Meuchelmörder der Freiheit, führt die Freiheit im Munde und bringt ärgere Ketten, als die, so wir erst kürzlich abgestreift. Wer frei sein will, muß auch Anderer Freiheit achten. Wer seine Meinung für richtig hält, seine Ueberzeugung für wahr und die Vorschrift seines Gewissens für recht, darf abweichende Meinung und Ueberzeugung nicht zum Verbrechen stempeln, nicht den arglosen Andersmeiner in Acht und Bann thun und ihm den tollen Hund der gräßlichsten Nordbrunst an Leib und Leben hegen. Wozu wollen wir Pressfreiheit? Nicht um Todesurteil über Andersdenkende zu fällen! Nicht um Glaubenskriege in's Leben zu rufen! Wir wollen sie aber nicht, um unschuldige Menschen mißlieblich zu machen, sie durch Geschimpf an den Branger zu stellen, und dann dem edlen freien Gesindel, den Helden von Nebel und Nacht, das ehrenwerthe freie Nachrichtenamt zu empfehlen. Aber Deutschlands Ehre? O armes Deutschland! O armselige verarmte Ehre! Buben rühmen dich mit ehrlosem Munde, und Schufte der Ehrlosigkeit wollen deine Ehrensache führen. Wäre diesen Ehrenschildern doch eher die Zunge verkrümmet, bevor sie das Wort Ehre ausgesprochen. Saubere Ehrenwächter von Deutschlands Ehre, die sie an alle Völker verkuppeln, die nur sie zu schänden Lust haben. Sagt doch Bamberger, einst Mainzer Zeitungschreiber und Vorsteher auf dem Hanauer Turntage, in einer Druckschrift: „Im Volke wünscht man eine französische Ueberziehung, die rothen Hosen müssen das Land fegen.“ Darum die Wuth gegen Truppen in einer Reichsveste, die gutwillig die Thore nicht öffnen. Darum Neckerei, Spott, Hohn bis zu Mord gesteigert, um die Verlegung der Reichsschirmer zu erlangen und beim Wechsel andere zu bekommen, mit denen man hoffte, leichter fertig zu werden. Darum die Wuth über



den Waffenstillstand von Malmö. Der gesammte kriegerische Norden von Deutschland konnte sich während des Waffenstillstandes erholen, kräftigen und verfassungsmäßig begründen. Er ward rückenfrei, und ward nun in den Stand gesetzt, noch andern Weltgegenden die Stirn zu bieten. Das war ein Wetterschlag aus lichter Wolke. Und so entschloß sich die Verschwörung gegen Deutschlands Einheit zum übereilten blutigen Aufruhr. Hier der Plan, den sie längst in Malpartus ausgeheckt. Malpartus ist die Burg des alten Reinecke Fuchs, wo sich von Zeit zu Zeit die Mänker und Stänker, die Wühler und Wiegler, versammeln. So neulich, da ward ausgemacht, vor Allem den deutschen Reichstag hinzuhalten, auf Nebendinge zu führen, daß er die Hauptsache aus den Augen verliere, beim Volke mißliebig erscheine, als unfähig und böswillig. Die Presse sollte ihn überall schlecht machen, seine einzelnen Mitglieder verdächtigen, andere mit dem Volke verhexen, und dieses durch jegliches Mittel gegen Weiber und Kinder zu Schrecknissen reizen. So sollten Abgeordnete verschleucht werden, die man durch Andersartige zu ersetzen vermeinte. Die Minister sollten überall durch stete Angriffe geärgert, durch unzeitige maßlose Zwischenfragen gedrängt, als Nichtsthuer, Nichtskönnner, Nichtswoller der Verachtung preisgegeben werden. Würden die Staaten regierungslos — um so besser. Auf jegliche Art und Weise müßte versucht werden, die Reichsgewalt mit den mächtigern Staaten zu entzweien, hier durch Uebergriffe zur Einheit, dort durch Pflege des Sonderthums. Schläge dieses im Großen fehl, und hielten, wie löblich und recht, Reichsgenossen, Regierungen und Reichsgewalt fest aneinander, so müßte ein europäischer Krieg entzündet werden. Wenn dann das Reichsheer an den Grenzen, so mache man im Innern Rehraus und kurze Wirthschaft, das Heer würde wohl hinterher genehmigen und sich dem neuen Willen fügen. Das ist die Weisheit des Höllengarten, wo der mord- und brandrothe Hahn kräht. Wie ich das erfahren? Ohne Mitwisserschaft: Ohne alle Vertraulichkeit mit den Blutbrüdern, so die Zeit zum blutigen Entscheidungskampfe herausfordern wollen! Ohne Bruch von Siegel, Wort

und Eid! Kurz und gut, ich habe das Geheimniß zufällig entdeckt, wie man verlorene Sachen findet. Ich habe darüber pflichtmäßig in der Reichsversammlung angespielt, und ich bin verlacht und mit Zerrbildern beehrt worden. Ich wollte nicht Freunde wie wehrlose Tauben vom Marde würgen sehen, nicht Mitabgeordnete wie Lämmer vom Wolfe zerfleischen lassen. Aber das Schicksal muß sich erfüllen! Das habe ich längst und um so tiefer gefühlt, wie bedeutungslos der unmündigen Menge Freudenruf verhallt, so am Palmsonntage lautes Lebehoch bringt und am Charfreitage Zetergeschrei erhebt. Da schützt nichts! Nichts ist heilig! Kein Alter, kein Geschlecht wird verschont, bis auch bei der Mordlust Ekel und Ueberdruß eintreten. Und solche Mordnächte der Trübsal will man aus der Hölle herausbeschwören. Wirft doch neulich eine deutsche Zeitung, deren verruchten Namen ich nicht nennen will, die mordspielerische Frage auf: „Ob Robespierre wohl nicht zu wenig Blut vergossen?“ So wird in die Trompete des Bürgerkrieges gestossen. Bürgerblut brennt mit unauslöschlicher Gluth, und unter der Asche glimmt der Rache unseliges Feuer. Davor habe ich zu allen Zeiten gewarnt, und ist meine Lehre nicht von heute... Bedenkt! Ich bin nicht von euch abgefallen, ihr seid es von mir. Noch immer trage ich die deutschen Farben, so ich im Befreiungskriege aufgebracht, nachdem sie seit dem unglücklichen Bauernkriege verschollen gewesen. Nicht ich bin ein Abtrünniger der deutschen Sache, Ihr habt sie in schmachlicher Heeresflucht verlassen. Noch immer wandle ich als freier Mann, der auch seinen Mitvallern Freiheit gestattet zum hehren Freithum unseres Volkes. Ihr aber habt den rechten Weg verloren, seid zu weit links gerathen von der Ehrenbahn der Entwicklung, auf des Bürgerkrieges blutige Pfade. Nie habe ich mich zu Euren Versammlungen gedrängt, niemals mich eingeschlichen. Selbst die Einladungen zu scheinlich unschuldigen Festlichkeiten habe ich ausgeschlagen, wo es nur anging. Und wenn ich Ehren halber hin müßte, habe ich mich bei Zeiten gedrückt, um Euch freies Feld zu lassen. Euer Feind bin ich nicht, wenn ich auch Eure Sache nicht billigen kann. Nur von der reiferen Zeit habe ich Eure Genesung



erwartet, ein Heilmittel wußte ich nicht. Belehrung ist nicht möglich, da Ihr nicht auf Gründe hört, und Euch mit Euch selbst unverständlichen Redensarten zum Freiheitswahnsinn berauscht. Die rothe Freitheilei, Freithuerei wird vorüberziehen, wie Pest und andere Seuchen. Die Irreführten werden in sich gehen, und die Irren und Verirrten im Stiche lassen. Mit Meuchelmord ist die rothe Fahne geweiht, und zum eigenen schimpflichen Untergang. Die versteckten Häuptlinge meinten es zwar anders. Da sollten Frevelthaten verübt werden, daß keine Umkehr möglich. Darum ward die unverständige Menge gegen Männer gehegt, die stets zum Volke gestanden. Mein Tod sollte der Anfang des Trauerspiels sein. Schon am 16. Abends umlauerten und umschlichen mich Mordgesellen, die von Wohlgekleideten geleitet wurden. Kundschafter schlichen an alle Orte, wo ich zuweilen verkehre. Und als sie mich endlich fanden, besetzten sie das Haus, und mahnten die wilde Jagd auf. Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit haben mich gerettet. Doch habe ich vernommen, daß man mir den Tod, und was für einen zugebracht. Es sollte mir ergehen, wie man einst an Cortes auf dem Tempel von Mexico versuchte. Vom Balcon eines hohen Hauses, eines befriedeten Hau-

ses, weil es die Abgeordneten zur ausschließlichen Benutzung gemiethet haben, wollte man mich hinabstürzen. Das habe ich mit eigenen Ohren vernommen. Nun ich bin mit dem Leben davon gekommen, mit voller Gesundheit. Es war ein festlicher Abend, es war Erinnerung an das Treffen bei der Gohrde, wo ich vor 35 Jahren dabei gewesen. Aber, wird häufig die Frage aufgeworfen: „wie konnte Jahn mißlieblich werden, in Untersuchung gerathen? In verkümmerte Wirksamkeit?“ Die Antwort ist leicht gefunden. Beim Polizeistaat ist alles möglich, so gut wie bei den Rothfedern. Jahn hatte für Verfassung geschrieben und geredet, für Deutschlands Einheit. Ja, für diesen Hochgedanken habe ich gelebt und gestrebt, gestritten und gelitten. Anerkannt haben das die Mainzer Untersuchungsbehörde und der Bundestag. Beide haben mir nachgerühmt, „daß ich die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands zuerst aufgebracht.“ Das sollte meine Grabchrift werden, wenn meinen Gebeinen in Deutschland noch ein Plätzchen vergönnt wird: Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft, und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt.“

## F e u i l l e t o n .

**Berlin.** Um das Jahr 1830 und später konnte man für die Predigten des zelotischen Johanneß Soßner keinen eifrigeren Zuhörer finden, als den Kammergerichtsrath Eichmann. Gleichzeitig war Herr Eichmann Mitglied verschiedener frommer Gesellschaften, z. B. des Judenbekehrungs-Vereins, der Gesellschaft zur Vertheilung frommer Tractätchen, des Missions-Vereins u. s. f. in Verbindung mit einflussreichen Personen, welche ähnliche Zwecke förderten: v. Gerlach, v. Dieft, v. Senft-Pilsach, Graf v. d. Gröben, v. Thile, Eichhorn, Hengstenberg. Bei den Demagogen-Untersuchungen in Frankfurt a. M. erhielt Herr Eichmann, als besonders geeignet, eine Mission, und er verstand sich derselben so zur Zufriedenheit seiner Auftragsgeber zu entledigen (es war damals die Partei:

Rochow, v. Kamph, Tzschoppe am Ruder), daß die Beförderung zum vortragenden Rathe im Finanz-Ministerium auf dem Fuße folgte. Der Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelm des Vierten hatte die Ernennung des Herrn Eichmann zum Director im auswärtigen Ministerio zur Folge, welche Stellung er vor einigen Jahren mit der eines Ober-Präsidenten der Rheinprovinz vertauschte. Herr Eichmann hat viele russische Orden und ist jetzt Cultusminister.

\* \* \* Trotz unserer demokratischen Ideen spielt bei uns noch immer ein gutes Stück Romantik mit. Kann man sich etwas Romantischeres denken als die Eine und untheilbare Idee des Hrn. Held („Meine Idee über Preußens und Deutschlands Verfassung“: Placat von Held), der zufolge



ein Volkstribun eingesetzt werden soll, der mit seinem Kopfe (!) dafür haftet, daß durch ihn allein binnen vier Wochen die preussische Verfassung fertig ist. Aber auch Herr Ruge, der ehemalige Redacteur der hallisch-deutschen Jahrbücher, ist, von hier nach Frankfurt zurückkehrend, unterwegs auf ganz romantische Sprünge gekommen. Nachdem er in Halle bei dem Verbrüderungsfest der preussischen und sächsischen Demokraten sich vom Volke hatte die Vollmacht erteilen lassen, in Frankfurt das Zurücktreten sämtlicher deutscher Fürsten, bis auf Einen, von ihnen selbst zu wählenden, in den Privatstand zu beantragen, zog er — wie er selbst in der Reform erzählt — sein Käppchen ab, und forderte die versammelten Tausende auf, ein Gleiches zu thun um noch einige passende Worte aus seinem Munde zu vernehmen. That das der deutsche Reichsminister des Aeußeren, oder that es Ruge, der alte Burschenschafter, der Freund jenes Heinrich Leo, der entblößten Hauptes die deutsche Fahne von Jena bis nach der Wartburg getragen haben soll? Zu dem Verbrüderungsfest in Halle schickte der Magistrat von Mücheln (ein thüringisches Städtchen von 1000 Einwohnern) eine officielle Deputation. Die „Neue Hallische Zeitung“ ist zum Organ der Demokraten in der Provinz Sachsen gemacht. In burschikofoser Weise wird sie von einem Weinhändler und einem Studenten redigirt, und hat ein feuilletonartiges Beiblatt, mit dem Motto: „Und wer des Lebens Unverstand mit Wehmuth will genießen, der lege sich auf eine Bank“.

\* \* Ich bin mit dem Herrn Reichsverweser ganz einverstanden, daß die freie Presse etwas beschränkt werden muß, keine Kage hätte es länger ertragen können, so viele Wahrheiten zu hören. — Auch die ewige Lampe, der Krakehler und Kladderadatsch freuen sich darüber, daß der Staatsanzeiger, die Kirchen- und Preußen-Zeitung nunmehr gemäßiger abgefaßt werden. Meine vergnügte Weinhandlung erleidet durch obigen Fortschritt keine Unterbrechung, und grüßt freundschaftlich

Louis Drucker.

**Gräfenberg.** Der Saal war fast leer, als ich eintrat; die Gäste befanden sich noch auf dem Rückwege von den Douchen, oder waren mit sonstigen Kurpflichten beschäftigt. Drei Reihen gedeckter Tische, lang genug, um 3 — 400 Gäste fassen zu können, ließen in dem ungeheueren Saal doch noch einen Raum leer, zu kleinen gymnastischen Uebungen während der Tafel bestimmt. Was mir befremdend auffiel waren dicke Kreidestriche auf den wachsebenen Tischdecken, immer eine Grenze bildend zwischen 5 oder 6 Couverts.

Auf meine Erkundigung nach dem Zwecke, wurde mir der Bescheid, daß jede Schüssel zwischen zwei solchen Kreidestrichen hingestellt wird, damit nur die dazwischen sitzenden Gäste daran Theil nehmen können, und die etwaige Gier allzuhungriger Patienten keinen Streit und keine Ordnungsstörung veranlasse. — Der Saal füllte sich mit Herren und Frauen in fast gleicher Anzahl, deren Blicke und Bewegungen eine nicht zu unterdrückende Ungeduld wahrnehmen ließen. Aus dem Kostüme dieser Gesellschaft war die Spur civilisirter Eleganz fast ganz verschwunden. Die Herren trugen meist die studentischen Kanonen an den Füßen und einen dichten, schützenden Rock um den Leib. Die blauen Hände, die gerötheten Gesichter, in der ganzen Erscheinung etwas unheimlich Gefrorenes, waren die Symptome des vertrauten Umganges mit dem Wasser. Den größten Sieg jedoch hatte die Anticivilisation Gräfenbergs bei den Damen errungen. Was im übrigen Europa weder das gründliche Predigen der Aerzte, noch die Furcht vor den schreckendsten Krankheiten, noch die Revolutionen von Jahrhunderten in Kleidern und Sitten vermocht hatten, das war Priesnitz gelungen. Einige Damen — nicht alle, nur einige — hatten das Nieder verbannt. Freilich gereichte der Anblick, den sie dann gewährten, nicht selten zum überzeugendsten Beweis, warum die Abschaffung der Folter eher möglich geworden, als die Abschaffung des Niders. — Die Tischglocke läutete und die ganze hungrige Gemeinde schien sehr erbaut davon. Ein allgemeines Plagnehmen am Tische und sehnsuchtsvolle Blicke nach der Gegend, von welcher die dienstbaren Geister mit den Schüsseln erscheinen sollten, ließen keinen Zweifel über die Andacht, mit welcher zu Werke geschritten werden sollte. Allmählig umschlossen alle Kreidestriche ihr Suppengesäß, und die ingrimmige Gier, mit welcher mancher arme Tantalus, dessen Reich noch mit der ersehnten Gabe nicht gesegnet war, über die Kreidegrenze hinüber auf den ihm nicht zugehörenden Suppentopf schielte, ließ mich die weise Vorsicht bewundern, mit welcher Priesnitz seinen Tisch in ebenso viele Staaten eingetheilt hatte, als Deutschland besitzt, ohne doch die Einigkeit zu gefährden, die Gemeinsamkeit des Strebens und der Befriedigung. Der bescheidene Respekt, welchen der Deutsche vor fremden Staaten hat, bekommt hier die Glorie des Märtyrertums. Es war aber auch ein Appetit, mit welchem hier verschlungen wurde, dessen Anblick die Reise nach Gräfenberg allein schon verlohnt, ein Appetit, welchen ich weder theilen, noch begreifen, sondern bloß anstaunen konnte. Den schwersten Gemüsen, den gewaltigsten Fleischvorräthen, die durch ihre Massivität auf



ein langes Ansehen Anspruch hatten, war dennoch kein Augenblick das Dasein vergönnt; man sah nicht fauen, man sah nur verschlingen, und ich lernte zum ersten Male nicht nur mit den Wölfen heulen, sondern auch mit den Wölfen essen. Die Frauen standen oder vielmehr saßen in diesem Vertilgungskriege den Männern wacker zur Seite; sie vernichteten mit der ausreichenden Kraft einer Wlasta, mit der nichts schonenden Wuth einer Penthesilea. Sah mancher große Bissen hohnlachend auf den kleinen Mund, der ihm drohte, so hat er im selben Augenblicke Ursache, es zu bereuen. Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen. G. S.

**Saynau.** (Beim Exercieren der Bürgerwehr.) Oberführer. Still gestanden! — Herr M., warum folgen Sie nicht dem Commando? Bürgerwehrmann M. Das ist gegen meine Ueberzeugung; die bewegte Zeit duldet kein Stillstehen. — Oberf. Gewehr auf! — Herr M., warum nehmen Sie nicht das Gewehr auf? — M. Die Bürgerwehr ist ein volksthümliches Institut. Lassen Sie erst abstimmen, ob die Majorität für dieses Commando ist. — Oberf. Gewehr ab! — Warum nehmen Sie das Gewehr nicht von der Schulter, Herr V.? — V. Durch das Gesetz ist jedem Bürger das Recht gewährleistet, die Waffen zu tragen. Ich erkläre es deshalb für ungesetzlich, Gewehr ab zu verlangen. — Oberf. Rückwärts richtet Euch! — Mehrere Bürgerwehrmänner. Nein, nun hört Alles auf. Wenn das nicht Reaktion ist, so giebt's keine! Abtreten! Commando niederlegen! Auf Untersuchung antragen. (Wildes Geschrei und Tumult.) Ein Bürgerwehrmann zieht den neuen Gesetzentwurf aus der Tasche und liest still vor sich hin: „Die Bürgerwehr ist da, um Ruhe im Innern zu erhalten.“

**Kiel.** Ein eifriger Schleswig-Holsteiner fuhr eine alte Frau hart an, die in der Kirche sang:

So hilf, o Herr, den Dänen,  
Die sich nach Hilfe sehnen.

In dem Gesangbuche stand:

So hilf, o Herr, denn Denen,  
Die sich nach Hilfe sehnen.

**Siegnitz.** Inserat aus der Silesia:

O lieber Gott ich bitte Dich  
Erleuchte doch auch endlich mich;  
Die Pforte hast Du längst bedacht,  
Bei mir ist noch stockfinstre Nacht,  
Drum seh' ich's wohl, in Deinem Reich  
Sind doch nicht alle Kinder gleich.

Die Hedwigsstraße.

**Niagara.** Die Hängebrücke an den Niagarafällen ist das erhabenste Kunstwerk auf unserem Continent. Ihr Anblick erregt Schwindel, und doch geht man darüber so sicher, wie über eine andere Brücke der Art. Man denke sich eine 800 Fuß lange Gehbrücke, 250 Fuß hoch in der Luft schwebend, über einer ungeheuren Wassermasse, die mit einer Schnelligkeit von 30 englischen Meilen die Stunde durch eine enge Schlucht stürzt. Steht man unten, so sieht die Brücke wie ein an einer Spinnewebe hängender Papierstreif aus. Weht ein starker Wind, so schwankt der dünne, sommerfadenähnliche Bau hin und her, als wollte er aus seinen Fugen fahren, und unter dem festen Tritte des Fußgängers schüttelt er vom äußersten Ende bis zum Mittelpunkt. Aber es ist keine Gefahr. Die Menschen schreiten darüber mit vollkommener Sicherheit, während dem furchtsamen Zuschauer der Kopf schwindelt. Herr Ellet, der Baumeister, war der Erste, der darüber ging, und bald darauf folgte ihm sein muthiges Weib. Diese Brücke allein ist einen Ausflug an die Stromfälle werth, obgleich wohl unter Zwanzigen kaum Einer nervenstark genug ist, den Uebergang zu machen. Und doch liegt in dieser Luftfahrt über den Niagara, der 250 Fuß tief unten braust und kocht, eine schauerliche Aufregung, die durchaus nicht unangenehm ist.

**Paris.** Kein Volk ist noch so sehr um seine Revolution betrogen worden, als das französische um seine Februarrevolution. Seit dem Jahre 1808 hatte die sociale Schule, in allen Richtungen und Gliederungen die ewige Frage des Menschengeschlechtes gehegt und gepflegt, in Utopien gewiegt, in Hegelsche Philosophie zerlegt, in Romanen verklärt, als friedliche Demokratie unter dem Falzbein hebertisch-nivellirender Bewachung eingeschmuggelt, und sich groß gewunden bis zur Höhe der Februarbarricaden, — als Lamartine mit seinen trügerischen Wasserreden ihr die rothe Fahne entwand und Cavaignac die Méditations poetiques aériennes in afrikanische Prosa übersezte. Und mit Frankreich waren Polen und Italien, war die Demokratie, und die Revolution des Continents um ihre Hoffnungen betrogen. — Das französische Volk ohne Presse und Associationsrecht, blutig geschlagen von den Fäusten seiner gemäßigten Republikaner, hatte keine andere Rache, als die Wahlen, und ein wunderliches Volk, halb Kind, halb Herr, halb halbstarrig und wieder begeistert, wählte es einen Prinzen, einen Schacherer, und einen seiner Gefangenen, den Barrabas der Maitage. — Sein Napoleon ist ihm vom Leiermann an so eingefädelt, vom Buchhändler illustriert, und im Skelett von seinem großen Tragöden Louis Philipp zurückverschafft worden, jeder



Stelzfuß erinnert das Volk so sehr an die Größe des Kaiserreiches, daß es den feindlichen Säbeln zum Trost den Verbannten, den Inhaber des Boulogner Adlers nach Paris berief. — Und wir sind noch immer ein ganz charmanter Herr, wir, der Herr Prinz Louis. Wir versicherten das Volk in Gnaden, daß wir gar keine Lust hätten, den kaiserlichen Purpur um unsere Brust zu schlagen, wir hegen in unserem prinzlichen Hirn noch so sehr die Spuren der alten Prästendentschaft, daß wir es uns zum Vergnügen und Verdienst anrechnen, für den Augenblick nicht in die Fußstapfen unsers erlauchten Ohms treten, der Republik eine Lebensfrist gönnen zu wollen. — Armes Volk, das eines solchen Aufwandes bedarf, um einen Cavaignac und seine chambre introuvable zu ärgern, das sich eines Prinzen bedienen muß, um die Galle eines Plebejers erregen zu können, eines Cavaignac, in dessen einer Rocktasche doch Herr v. Wessenberg seit der italienischen Frage sein „Logis“ aufgeschlagen hat, während auf der andern Seite Herr v. Raumer hinaufflettert, um das „erlauchte“ Antlitz zu besehen. — Wie es ferner dazu kam, in gänzlicher Verlassenheit auch Herrn Fould zu wählen, wissen die, so Paris bewohnen, besser als wir. Wozu die Verstärkung der Bourgeoisie noch durch diesen in den Taschen mit weißen Händen mit seinem Gold klimpernden Trödler! — Aber das Volk hat kein Organ, hat keine Presse, denn nicht jene zahmen Altväter — nicht ein National, eine Presse, die theilweise schon mit den kaiserlichen Bienen summt, die Lilien der Restauration herochen, mit Orlean's Wappenschild sich vertragen, und jetzt die Jacobinermüge über die Ohren ziehen, sind die Stimme des Volkes, sie ist verstummt in den hundertsachen Organen der Straßenliteratur, die ein Marast, ein Thiers überflüssig fanden, da ihr National ja doch erscheint, und die Geschichte der Revolution vom Jahre 1793 geschrieben ist. Wozu noch eine neue Revolution! — Herr Thiers hat keine Zeit sie zu schreiben. — Aber das Volk hat sich auch noch auf andere Weise gerächt, es hat Protest eingelegt gegen die Feinde seines 15. Mai, gegen die Richter seiner Junitage, es hat nach Vincennes geblickt, seines Barbés, seines Blancqui gedacht, und fordert Raspail zurück. Sein bleiches, abgehärmtes Angesicht, die Kerkerluft, die ihn noch umspielt, der Strohgeruch seines Lagers soll in der Kammer das Votum des Volkes, seines knurrenden Magens, seines schweigenden Grimmes sein, das Volk fordert seine Männer zurück, und seine Wahl, dieser stumme Protest, ist eine noch leise Versicherung für das gesammte Europa, für alle geknechteten, betrogenen Völker, für alle geknickten Hoff-

nungen, in Frankreich, im großen Frankreich bleibt es nicht immer, nicht lang mehr beim Alten. (N. De. B.)

\* \* Das Uebermaß der Ordnung ist Despotismus; das Uebermaß der Freiheit ist Anarchie; die Anarchie aber, die nichts anders ist als das Chaos, ist das verächtlichste aller Uebel, denn es fußt auf Schwäche und Feigheit. Die Republiken gehen zu Grunde, weil sie nicht durch die Freiheit der Ordnung zustreben; die Monarchieen unterliegen, wenn sie nicht im Namen der Ordnung der Freiheit zustreben. Es ist leicht durch die Ordnung zur Freiheit zu gelangen; aber es ist schwer zur Ordnung zurückzukehren, wenn man von einer gewaltsam errungenen Freiheit aus den Anlauf nimmt. Das geschieht gewöhnlich in Sprüngen, bei denen man sich über die Ordnung hinaussetzt und beim Despotismus stillhält. Alles hängt übrigens von den Menschen ab; die Grundsätze werden von den Menschen beherrscht; die beste Idee geht in der Hand eines mittelmäßigen Kopfes zu Grunde. Wenn statt des Moses Korah die Befreiung der Juden übernommen hätte, so wären sie noch heute in Egypten. Hätte Frankreich statt eines Robespierre und Danton Männer wie Franklin und Washington gehabt, so wäre die französische Republik 1791 den Sitten und dem Geiste des französischen Volks angepaßt worden.

\* \* Eine Notabilität modernster Wissenschaft, der Tambourmajor der 12. Nationalgardelegion, Marcis Dubois, bekannt unter dem Namen des Barrikadenprofessors, ist dieser Tage unter den Streichen des Kriegsgerichts erlegen. Er hatte während des Juniaufstands seine Wissenschaft praktisch demonstriert und ist dafür, durch die freche Gemeinheit Cavaignac's, zu 5 Jahren Galeerenstrafe verurtheilt worden.

**Prag.** Einer von den Königsaalern Landburokraten, Hr. M., in der Meinung, das Jopsthum habe zu Pfingsten schon für immer den glorreichsten Triumph errungen, sagte damals zu den Königsaalern: „Aha! jetzt haben wir Euch! Ihr wollet uns an die Jöpfe, dafür geht's Euch nun an die Köpfe!“ Neuester Kapuziner-Balsam. Vater Klemens hält in unserem Gradschiner Loretto eine Predigt, worin Prag's Pfingsterlebnisse mit der Zerstörung Jerusalems verglichen werden. Auch in Jerusalem trosteten sie auf ihre Gelehrten und ihre Waffen, und was hatten sie davon? Die Strafe des Himmels! — Die feurigsten Blitze seiner theologischen Beredsamkeit läßt aber Vater Klemens gegen die gottlose Zeitungspresse los. Als Hauptquintessenz der ganzen Predigt kommt das Facit heraus: „Glaubt Niemandem als nur Eueren Herren Vorgesetzten!“



**Sprottau.** Der Weltbürger.

Mel. Ich bin ein Preuße zc.

Ich bin ein Preuße, Zufall dieser Ehre —  
Es lebt sich auch wo anders ganz Charmant;  
Wo frei und friedlich ich mein Brot verzehre,  
Da, wo mir's wohlgeht, ist mein Vaterland,  
Sei's Preußen oder Sachsen,  
Sei's, wo die Palmen wachsen,  
Im Pfefferland, in Texas, in Brabant —  
Kurz, wo mir's wohlgeht, ist mein Vaterland!

Ich bin ein guter Bürger jedem Staate,  
Ich geb' dem Kaiser, was des Kaisers ist,  
Ich wandle still und friedlich meine Straße  
Und bleibe fern, wo man die Füße küßt. —  
Wer Kaiser oder König,  
Das kümmert mich sehr wenig;  
Beglückt er nur, bin ich ihm zugethan,  
Heißt er nun Friedrich oder Christian.  
Mich kümmern nicht der Andern Glaubenswege,  
Wer dort nichts hofft der leb' hienieden bon —  
Nach jenem Ziele führen tausend Wege,  
Mag Jeder selig sein, à sa façon!  
Denn wo ich auch mag wohnen,  
Gott herrscht in allen Zonen:  
Christ, Jude, Türke, Heid und Hot-  
tentott,

Wir haben einen König, einen Gott!  
Mag Jeder auch der Bögen Wagen ziehen,  
Ich zieh nicht mit, die Zeit ist mir pressant;  
Hab ich in Vivats heiser mich geschrien  
Gibt mir kein König Geld zu Zuckerkant.  
In jeder Landesflora  
Blüht „ora et labora!“  
Nach Colorado giebt es keinen Paß,  
Wenn du nichts hast, dann giebt dir Keiner was!  
Laßt nur die falschen Patrioten schreien  
Mit Kümmelathem durch den Tabakrauch:  
„Ich bin ein Preuße, will ein Preuße  
sein!“

Wie's in den Denuncianten-Clubs jetzt Brauch!  
Mir ekelt vor den schwülen  
Strohfeuerigen Gefühlen;  
Ich schrei nicht mit — doch sterb ich für  
das Land,  
Wo es mir wohlgeht, für das Vaterland!  
Und wollt Ihr schließlich, daß ich Euch noch melde,  
Was wohlgehn heißt, was ich dafür erkannt?  
Ich spreche nicht von eitel Gut und Gelde,  
Philister sehen bloß auf solchen Tand!  
Nein, wo die Freiheit quillt,  
Wo Freiheit Alles gilt!  
Da geht's mir wohl, dem Land will ich mich  
weih'n,  
Händ' ich's in Preußen, dann mit Stolz ein  
Preuße sein.

**Stettin.** Herr v. Wrangel ist der echte  
Repräsentant des urpommerschen Junkerthums,  
ungebildet und pochend auf das adlige Blut,  
das in seinen Adern fließt, dabei Preuße von der  
echtesten schwarz-weißen Farbe und Soldat von  
1806. Der eingefleischteste Samaschenheld, war  
er von Offizieren, wie Soldaten stets gleich ge-  
haßt. Auf die Entfernung einer halben Stunde  
entging seiner Witterung nicht der Geruch ei-  
ner brennenden Cigarre im Munde eines Solda-  
ten, und auf mehr als tausend Schritt erspähte  
sein Blick eine vorschriftswidrig zugeknöpfte Uni-  
form. Und wehe dem Unglücklichen, der vor sei-  
nen Augen in der Art gefrevelt hatte! Die harte  
Strafe, die er ihm sofort zudictirte, erhielt noch  
besonderen Reiz durch seine persönliche  
Rohheit. Treu „dem angestammten Fürsten-  
hause,“ aber auch nur diesem, ist ihm der Begriff  
Volk einer leerer Schall.

**Stuttgart.** Herwegh's Schlachtruf:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!  
Alle müssen Schwerter werden!“  
War dein Schlachtruf; jetzt — mich freut's —  
Wachst mit ängstlichen Geberden  
Vor den Schwertern du ein Kreuz.

Just. Kerner.

**Wien.** Der Freiheit glänzendes Bild, das  
Ideal der Sehnsucht und der Liebe aller denken-  
den Völker liegt enthüllt vor uns, und ihre Feinde  
wagen ihr nicht in's Angesicht zu schauen. Wie  
einst die schöne Swanhilde mit dem Zauber  
ihrer Schönheit die wilden Pferde bändigte, daß  
der König die Thiere rückwärts hinführen ließ,  
die sie zertreten sollten, so werden gegen die Frei-  
heit nur noch die Massen in den Kampf ge-  
bracht, deren Augen überschattet sind, die nicht  
zu fassen vermögen, was ein Gott ist, die noch  
an die Bilder glauben, die sie sich selbst schnitzeln.  
Schauen wir uns um in Europa, wie die Woge  
des Meeres schwankt der große Gedanke der Frei-  
heit in den Grenzen der civilisirten Welt einher,  
nur wo Civilisation aufhört, da scheint ein Ge-  
setz der Natur ihn ohnmächtig zu machen, sein  
Wogenschlag reicht nicht auf die sterilen Felsen-  
ufer hinaus, oder vermag sie nicht zu befruchten.  
Man glaube ja nicht, daß die Gewalt eines Des-  
poten stark genug sei, der Freiheit den Zutritt  
zu verwehren; es ist der Bildungsgrad, die Wis-  
senschaft eines Volkes, welche darüber entscheiden,  
ob es frei sein soll oder nicht. Macht sich doch  
von der Freiheit selbst jeder Bildungsgrad einen  
andern Begriff, lassen sich doch alle politischen  
Anschauungen aus verschiedenen Entwicklungs-  
epochen der Menschen herleiten, von dem Zu-



sammenleben der Familien, der Stämme, der Rassen, der Völker, der Staaten; war doch jede dieser Epochen auch eine Phase in der Wissenschaft. Daß die neue politische Anschauung sich noch verirrt in den Phasen längst dahin gegangener Perioden, daß man noch um Worte streitet, um Monarchie, Republik, Demokratie, Constitutionalismus u. s. w., deren Begriffe, Werth und Bedeutung sich mit jedem Tage verändert haben, beweist nur, daß die Erfahrungen der Geschichte wenigstens in gewissen Schlagwörtern in das Bewußtsein der civilisirten Völker eingedrungen sind. Alle diese Worte aber führen uns höchstens vor unsere Swanhilde der Freiheit, daß wir bezaubert vor ihr stehen bleiben und sie anstaunen. Diese Allgemeinheit der Erkenntnißfähigkeit ist aber eben die Epoche der neuen gesellschaftlichen Entwicklung und fordert die Wissenschaft auf, eine neue Doctrine zu schaffen. Wir glauben aus dem Chaos, das jeder neuen Welt vorausgeht, bis jetzt nur den einen unabänderlichen Grundsatz herausfinden zu können, daß der Absolutismus allein eine Gesellschaft zu regieren vermöge. Der Absolutismus wird entweder ausgeübt durch eine Person oder durch ein Gesetz. Der Absolutismus durch die Person, oder wie der Wahnsinn vergangener Zeiten ihn zuließ, erblich durch ein Geschlecht ausgeübt, wäre nur dann duldbar, wenn diese Person oder dieses Geschlecht größere geistige Vorzüge vor allen anderen Menschen besäße. Die Geschichte hat uns aber gelehrt, daß solche Vorzüge nicht bestehen und daß sie von Anfang an gegenüber den Massen nur erheuchelt und ihre Regierung nur mit Gewalt unterdrückt wurde, daß dieser Absolutismus uns durch die Geneigtheit der Menge, sich täuschen zu lassen, zwar die Kraft zum Regieren besitze, keineswegs aber die Fähigkeit, ein Volk zu beglücken, dessen Urtheilskraft über den engen Kreis des thierischen Lebens hinaus reicht. Der Absolutismus der Person ist schon darum verwerflich, weil ein Mensch in seiner unbeschränkten Willkür niemals gerecht sein kann, die Gerechtigkeit aber die Seele, das Wesen der Freiheit ist. — Der Absolutismus der Gesetze, d. h. der unbedingte Gehorsam, die Unterwerfung Aller unter das Gesetz, bringt eben jene Gleichheit, jene Gerechtigkeit mit sich, welche der Absolutismus der Person negirt. Da der Absolutismus des Gesetzes souverain dasteht, ohne auch nur einen Strahl seiner Majestät auf ein Individuum übertragen zu können, weil sonst sein

Princip gestört würde, so müssen die Gesetze, welche für Alle gelten, nothwendiger Weise von Allen gemacht sein, sei es nun, daß Alle selbst oder durch Vertreter dabei thätig sind. — Den Absolutismus der Gesetze, die wir mit Allen machen, das ist die Freiheit, die wir wollen. Was zwischen diesem Absolutismus und dem der Personen gleichsam vermittelnd treten will, ist immer nur ein Zeichen der Unreife, der Unentschlossenheit, ein unglücklicher Versuch von Staatenkünstlern, Produkte der Halbheit. Es giebt nur Eines, was wir bekämpfen müssen — den Absolutismus der Personen. — Es giebt nur Eines, was wir erstreben müssen — den Absolutismus der Gesetze. (Ernst von Schwarzer.)

\* \* \* Einer der schönsten Gasthöfe Deutschlands möchte wohl das von Klier in der Leopoldstadt eröffnete Hotel National sein. Es ist eine kleine Stadt. Imposante Ausdehnung, auffallende Schönheit von innen und außen, außerordentliche Zweckmäßigkeit und große Obsorge für Gäste, machen diesen Gasthof zu einer der glänzendsten Erscheinungen Wiens. Das Haus hat 486 Fenster, an der Fronte 155, besitzt 11 Höfe, auf seinem Giebel befindet sich ein lieblicher Garten, in welchem 4000 Menschen speisen können. Im Innern kann man 200 elegante, herrlich eingerichtete Passagierzimmer durchwandern. Die Heizung geschieht durch das Thermosyphon (d. i. Wasserofen). Zur Ausstattung wurden nur allein für Kofshaare zu Möbeln und Betten 16,000 Gulden ausgegeben. Ueberall Sammet, Seide und Damast, Malereien und Decorationen aller Art. Im Lesekabinet liegt eine bedeutende Zahl gesuchtester Journale auf. Kranke werden durch einen eigens besoldeten Hausarzt behandelt. Der Eigenthümer ist ein einfacher, biederer Mann und die Hauptsache ist die Billigkeit der Speisen, Getränke, Betten, Zimmer u.

\* \* \* Ein Schlächterjunge schrieb an seinen Vater: Ich melde Ihnen, daß ich untergekommen bin. In einem Monat sind es 6 Wochen, seitdem ich mich zum Schlächterburschen erhoben habe. Mein Meister ist zufrieden mit mir. Er hat mich schon drei Mal todstechen lassen, und wenn ich mich gut halte, so wird er mich auch bald schlachten lassen.

J. Laßker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.